

Die DDR-Deutschen und die Fremden

Ein *Spiegel*-Artikel von 1992, der sich mit deutscher Gewaltbereitschaft gegenüber Fremden befaßt, folgt der unbestrittenen Feststellung, rechte Gewalt sei nicht auf Ostdeutschland beschränkt. Seine konkrete, etwas pädagogisch verschleierte Bilanz: »Von den 48 Übergriffen der vergangenen Woche auf Ausländer und ihre Unterkünfte wurden 15 in den alten Bundesländern gezählt.«

Ohne die Fremdenfeindlichkeit im Westen herunterspielen zu wollen, ist es an der Zeit, die bis heute vielfach variierte Aussage endlich vom Kopf auf die Füße zu stellen. Denn die trübe Botschaft besagt nichts anderes, als daß es in vier Fünfteln Deutschlands in besagter Woche 15 (justifiable) fremdenfeindliche Übergriffe gab - im restlichen einen Fünftel dagegen 33, daß also im gleichen Zeitraum, in dem bei 65 Millionen Alt-Bundesbürgern 15 rassistisch motivierte Krawalle registriert wurden, auf das 17-Millionen-Völkchen der Ex-DDR 33 Krawalle entfielen.

Rechnet man nun einmal diese 17 Millionen mit ihren 33 Exzessen auf die 65 Millionen Westler hoch - um einen plastischen Vergleich zu haben, so ergibt sich bei gesetztem gleichen Bevölkerungsanteilen ein Verhältnis von 15 Übergriffen im Westen zu 125 Übergriffen im Deutschland jenseits der Elbe. Im Klartext: Unter den sich »sozialistisch« gebärdenden, der »Solidargemeinschaft DDR« nachweisenden Ex-Zonis liegt die Ausländerfeindlichkeit um das 8-fache höher als bei den »kalten Brüdern und Schwestern« im Westen. Soviel zum statistischen Vergleich, falls man die Zahlen denn tatsächlich einmal aufschlüsselt.

Bleibt die Frage nach den Ursachen dieser atemberaubenden Fremden-Aversion unter meinen ostdeutschen Landsleuten: Die Entwurzelung der Jugend nach dem Zerfall ihres autoritären Staatsgefüges streift ebenso nur die oberste Motivationsschicht wie die »labile Seelenlage« ihrer Eltern nach der Einheit, deren »kollektive Kränkungen« durch den Westen und die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Denn auch, als sie noch Arbeitsplätze hatten, seelisch stabil waren und ungekränkt, waren sie ausländerfeindlich - die Deutsche Demokratische Republik war ein durchorganisiertes deutsches Blockwart-System, in dem Fremdes keinen Platz hatte. Und daß sich unter uns (Ost-)Deutsche kaum ein multikultureller Farbtupfer mischen konnte, dafür sorgte eine rassistische und antisemitische, sich heute nett als multikulturelle PDS verkaufende Partei - die SED. So trügerisch internationalistisch sie sich in ihrer Propaganda gab, so sahen sich am Ende auch die Bürger unseres Staates: 1986 hatten Stefan Krawczyk und ich in eines unserer (nur in den Kirchen mutiger Pfarrer zu besichtigenden) Theaterstücke auch eine Szene über Rassismus in der DDR eingebaut. Das Stück wurde begeistert aufgenommen, besagte Szene jedoch fiel durch: Rassismus gehört eher in den Westen, sei nicht DDR-spezifisch, so meinten etliche Zuschauer.

Unser Freund Rahman - Sohn einer Deutschen und eines Sudanese - sah das anders. Von ihm auch wußten wir, daß sich die wenigen farbigen Studenten der DDR in der Dunkelheit nur gruppenweise aus ihren Internaten trauten, daß sie nach 22 Uhr keinen Besuch mehr empfangen und pro Stadt jeweils nur eine bestimmte, ihnen zugewiesene Gaststätte aufsuchen durften (und auch dort wurden sie oft genug abgewiesen). Daß vietnamesische und

moçambiquanische »Gastarbeiter« die Stadt nie verlassen durften, in den Betrieben die schwersten Arbeiten verrichten mußten, daß vietnamesische »Gastarbeiterinnen« unter Abtreibungszwang standen und ein Dunkel-hütiger prinzipiell mit Fahrradketten und prügelnden Fäusten zu rechnen hatte, zu rechnen auch mit einem unverhohlenen Rassismus innerhalb des Polizei-Apparates.

Mit Skinheads dagegen kamen die Ordnungshüter der DDR stets gut zurecht - die gingen pünktlich zur Arbeit und räumten mit dem Anarcho-Gesindel auf. Daß die »Volkspolizei« - durch Stasileute auch über »rechte Aktionen« im Vorfeld gut informiert - die »Sieg-Heil«-Brüller und Stiefeltreter für ihre Zwecke gewähren ließ, zeigt der Großeinsatz einer Ost-Berliner Fascho-Horde am 17. Oktober 1987: Mit »Sieg Heil« und »Juden raus aus deutschen Kirchen« hatten etwa dreißig Glatzköpfe die Zionskirche gestürmt, in der soeben die letzten Takte eines Punkkonzertes verhallten. Mit Fahrradketten und abgebrochenen Flaschenhälften schlugen und stachen sie auf fliehende Punker ein; auf dem Rückzug mischten sie noch schnell den »Schwulenstrich« auf der Schönhauser Allee auf, bevor die Polizei (welche die Kirche zwar umstellt, die Skins aber seelenruhig hineingelassen hatte) die Schläger endlich festnahm.

Nun hatten Westmedien von dem Vorfall Wind bekommen, prompt reagierten »Neues Deutschland« und »Junge Welt«: In einem Atemzug warfen sie Neonazis und Bürgerrechtlern vor, den Sozialismus zu diskreditieren! Das Entscheidende ließen sie selbstverständlich weg: Bevor die Skinheads ausgerückt waren, hatten sie in ihrer Stammkneipe gefeiert - den Abschied eines »Kameraden«, der für 10 Jahre zur »Volksarmee« ging. Nazilieder waren angesagt, sie wurden - bei gediegener Besetzung des Lokals - störungsfrei abgesungen. Totgeschwiegen wurde auch: Alle Skinheads waren gut durchtrainiert, die meisten von ihnen Mitglieder der Gesellschaft für Sport und Technik, einer SED-Massenorganisation zur wehr-sportlichen Erziehung der DDR-Jugend.

Es wäre verhängnisvoll, sämtliche Mitbürger östlich der Elbe zum rotlackierten Braun-Pack zu stempeln. Zu viele kenne ich, die Zivilcourage zeigen, die tapfer vor Asylbewerberheimen stehen, sich vor faustgroßen Steinen duckend, wenn von Ordnungshütern weit und breit nichts zu sehen ist. Meist sind es Menschen, die auch zu DDR-Zeiten den Mut zum Widerstand fanden.

Und die Mehrheit? Auch sie reißt die Arme nicht schräg nach oben - sie macht sich höchstens wütend zur Demo auf, wenn - wie 1992 in Brandenburg - ihr Supermarkt nicht gebaut werden darf, weil der Baugrund KZ-Gelände ist. Die Mehrheit der Ex-DDRler ist das Erziehungsprodukt eines Blockwart-Systems - kleinkariert, rückgratlos und feindlich gegenüber allem, was ihre antrainierte Ordnung stört. Den Wechsel von einer Diktatur in die andere erlebten die meisten Älteren nahtlos - en bloc wurde die nationalsozialistische Vergangenheit in den Westen verfrachtet, unsere Eltern und Großeltern dagegen fanden sich von einem Tag zum anderen an der Seite der sowjetischen Befreier, der Seite des Fortschritts. NSDAP-Genossen waren plötzlich nur noch Genossen und viele der neuen, unverdächtigen erwiesen sich bald schon als aus ähnlichem Holz geschnitzt wie zuvor ihre Peiniger.

Trotz heftig proklamiertem Antifaschismus fand eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Faschismus nicht statt. Das Liedgut des »Dritten Reiches« blieb in der »Volksarmee« erhalten, mitunter spülte es sich sogar auf zivile Zungen: So war ich 1986 zu Gast auf einem LPG-Fest in Mecklenburg. Es war eine erfrischende, unverkrampfte Feier... mit Bierfaß, Tanz und Tombola. Später, als der Alkoholkonsum und damit auch die Stimmung stieg, ging der Foxtrott in eine verbrüdernde Polonaise über. Und während sich die Schlange durchs Gartengestühl zwängte, spielte die Kapelle plötzlich zum »Polenstädtchen« und zur »Schwarz-braunen Haselnuß« auf. Nicht einer hielt da im fröhlichen Mitsingen inne - nicht die Melkerin, nicht der LPG-Vorsitzende, nicht der Partei-sekretär.

sich Reihen schmutzstarrender Fenster; wo das Glas zerbrochen war, dichtete Zeitungspapier dürftig das Drinnen vom Draußen ab.

Von diesen Kasernen ging stets etwas Bedrohliches aus. Von den Militärfahrzeugen, die sich durchs Tor schoben, den Marschkolonnen. Diese uniformierten Blöcke von Kahlgeschorenen wirkten besonders bedrohlich. Doch sah man in den Block hinein, so hatte der einzelne Soldat eher etwas Scheues. Meist erschrak er, wenn man ihm zulächelte, heftete den Blick auf den Boden und schielte dann aus den Augenwinkeln herüber.

Derartige Blickkontakte waren selten, um Russen machte man möglichst einen Bogen. An den Offizieren und ihren dicken rothaarigen Frauen ging man vorbei, als seien sie Luft - die taten das gleiche. Es gab keinerlei zwischen-



»Doch sah man in den Block hinein, so hatte der einzelne Soldat eher etwas Scheues.«

Durch die rasche Delegation der deutschen Kriegsschuld in die Westzonen Deutschlands blieb jedoch den DDR-Bürgern nicht nur das Nachdenken über die eigene Vergangenheit »erspart«, in ihr Verhältnis zu den sowjetischen Befreiern (den Besatzern) schob sich bald auch eine verhängnisvoll klaffende Lücke zwischen Propaganda und Realität. Die Russen (die einzigen Fremden, die über Jahrzehnte in meiner Heimatstadt Dresden eine relevante Größe darstellten) waren für die meisten Bewohner ungebetene Gäste, die nach Knoblauch stanken, wie die Vandalen hausten und vor denen Frauen möglichst wegzuschließen waren. Diese Ressentiments galten nicht einzelnen, sondern *den* Russen schlechthin. Ihre Kasernen, gleichmäßig auf die Stadtränder verteilt, wirkten tatsächlich alles andere als anheimelnd: Hinter hohen getünchten Mauern zogen

menschlichen Kontakt, keinen Gruß oder nur ein Zunicken, daß man einander als Mitmensch erkennt. Einzig die russischen Kinder mit ihren riesigen Schleifen und den roten Halstüchern erfreuten sich einer gewissen Sympathie.

Daß mit den Russen nicht zu spaßen war, dafür gab es Gerüchte und selbst erlebte Beispiele. So erinnere ich, wie etwa Mitte der fünfziger Jahre - wir Kinder spielten gerade auf der Straße - eine Nachbarsfrau heranstürzte. Ihr Einkaufsnetz schwenkend, brüllte sie zu ihrem Mann am Fenster hinauf, in den Bäckerladen an der Ecke sei ein Russe eingefallen, stockbesoffen. Er grapsche über die Ladentafel in die Buttercremetorte, die Frauen hätten den Laden fluchtartig verlassen.

Wir Kinder rannten hin. Und sahen schon von weitem eine Mensentraube, die im Halbkreis um einen torkeln-

den, ständig einknickenden Soldaten herumstand. An seinen Händen, im Gesicht und auf der Uniform klebten tatsächlich Klumpen in rosa und weiß, ein Stück Torte quoll aus der Hosentasche. Der Russe war so sternhagelvoll, daß von ihm keine Bedrohung mehr ausging. Dennoch betrat niemand den Bannkreis. Er fiel, zog sich am Zaun nach oben und wankte irgendwann los. Im Zickzack steuerte er auf den Weinberg zu, gefolgt von einer Horde Kinder im Fluchtabstand.

Als wir gerade auf halber Höhe waren, kam plötzlich ein LKW den Berg herunter. Ihm entsprangen russische Offiziere, die rasch und wortlos auf den Mann zuingen, ihn brutal mit Stiefeln traten und solange mit Gummiknüppeln auf ihn einschlugen, bis er blutend und reglos am Boden lag. Dann rissen sie den Verschlag des LKW auf und warfen ihn hinein wie einen Kadaver. Alles ging unheimlich schnell - als der LKW weg war, standen wir Kinder wie gelähmt.

Solche Vorfälle durften aber nicht laut erzählt werden. Wer es dennoch tat, lief Gefahr, wegen Sowjetfeindlichkeit verhaftet zu werden. Also tuschelten sie sich hinter vorgehaltener Hand weiter. Die Antirussen-Stimmung flaute jedoch dadurch, daß man sie verbot und totschierte, nicht ab. Im Gegenteil - sie wucherte, je mehr sie unterdrückt wurde. Wer mit den Russen sympathisierte, war unten durch. So eine Frau aus unserem Nachbarhaus, die hatte nicht nur sympathisiert, sondern gleich fraternisiert: Mit einem Offizier habe sie es getrieben, so hieß es - freiwillig! Der Liaison entsprangen die »Russenzwillinge« - ihr Erzeuger, so hieß es, sei gleich nach Sibirien abgewandert.

Das nun ließ sich schwerer nachprüfen als die Stimmung in der Straße. Da die »Russenzwillinge« selbst zwei pfiffige Burschen waren, spielte ihre Herkunft unter uns Kindern schon bald keine Rolle mehr. Die Erwachsenen verfügten da über ein besseres Gedächtnis - stillschweigend wurde die Mutter aus den Reihen der »anständigen Frauen« des Viertels ausgemustert.

Der einzige in der Umgebung, der unbeeindruckt solcher Stimmungen deutsch-russische Freundschaft übte, war mein Bruder. Regelmäßig zog er hinauf in den Wald zum Papirossy-Rauchen und um ein Tauschgeschäft abzuwickeln: Aus dem »Magazin«, dem einzigen und streng limitierten DDR-Journal, das in jeder Ausgabe mit einer Nackten aufwartete, riß er nach beendeter Lektüre meines Vaters heimlich die »heiße Seite« heraus und verscherbelte sie für 1 Mark an seine »russischen Kumpels« hinter dem Stacheldraht. Für ihn hatten sie Namen, Gesichter und eine Biographie; er wußte genau, wer von ihnen aus Kasachstan stammte und wer aus der Ukraine. Für die meisten jedoch waren die Russen Knoblauchfresser, die das verhaßte SED-Regime stützten. Viel wurde gemunkelt von Verschleppungen nach Sibirien, und jeder kannte Namen...

Die Abneigung gegen die Russen stand in schneidendem Kontrast zum offiziellen Sowjetkult. Aus Filmen, Zeitungen, Schulbüchern und auf Transparenten erreichten uns täglich die Bilder strahlender, am Kommunismus hämmernder und sichelnder Sowjetmenschen. Sie waren groß, stark, (meist blond) und sahen aus wie Sieger. Durch diese Propaganda klaffte der Unterschied zwischen den Sowjetmenschen in der Presse und den Russen in den Kasernen so gewaltig, daß ich als junger Pionier lange davon überzeugt war, es handle sich hierbei um zwei verschiedene Völker: Die Russen, das waren die kahlköpfigen Marschblöcke in unserer Stadt - die Sowjetmenschen, das waren die fernen Helden, die Hitler besiegt hatten und die nun auf

riesigen Mähreschern einer leuchtenden Zukunft entgegenführen.

So, wie die Antirussen-Stimmung der fünfziger und sechziger Jahre von der Partei mit einer dicken Lüge, der »Deutsch-Sowjetischen Freundschaft« zugekleistert wurde, so übertünchte sie die Ausländerfeindlichkeit der siebziger und achtziger Jahre mit der Parole »Solidarität«. Es handelte sich gewissermaßen um einen Schlüsselvorgang, bei dem Propaganda und Realität beträchtlich auseinanderklafften. Dabei wurde nicht nur die tatsächliche Bevölkerungsstimmung verfälscht - eine Annäherung an Sowjetbürger oder an Kulturen der Dritten Welt war überhaupt nicht erwünscht. Diese Erfahrung machte unweigerlich, wer es ernst meinte mit dem Brückenschlag:

Im 11. Schuljahr entschlossen sich meine Freundin und ich zu einer Pioniertat. Allen Vorurteilen zum Trotz wollten wir eine Brücke zu den Sowjetmenschen schlagen. Wir beschlossen, nach dem Abitur für ein Jahr durch die Sowjetunion zu reisen, per Zug und Tramp - quer durch die Union. Wir wollten bei denen wohnen, die uns herzlich aufnahmen (wozu hatten wir sonst russisch gelernt?), wollten mit ihnen arbeiten, ihren Alltag kennenlernen und Tagebuch führen - für einen Reisebericht und für unsere Freunde daheim, die unsere Begeisterung nicht teilten.

Während unsere Mitschüler auf der Unionskarte bereits Verbannungsplätze für uns ausspähten, bauten wir auf die Unterstützung durch eine Organisation, die sich vor deutsch-sowjetischer Freundschaft fast überschlug - die FDJ. Brieflich trugen wir der Kreisleitung unsere edlen Motive vor und unterbreiteten zugleich das Angebot eines Reiseberichtes unter dem Motto: »Wie leben die Jugendlichen in der Sowjetunion?«.

Schon kurz darauf erhielten wir Antwort - in knappen Worten forderte man uns auf, in der Kreisleitung zu erscheinen. Der Empfang war ein Schock: Ein Blauhemd, die Arme über einer schwartigen Wölbung verschränkt, fragte uns, ob wir »noch alle Dassin im Schrang häddn...« Dann wurden wir belehrt, daß nur ausgewählte Jugendliche in die Sowjetunion delegiert würden, nur zum Studium oder zum kurzfristigen Jugendaustausch. Wir gehörten nicht zu den Ausgewählten. Als uns das Blauhemd dann noch unterstellte, wir wollten uns nur vor »richtiger Arbeit« drücken, flippten wir aus.

Damals befanden wir uns wie viele in dem Irrglauben, Fehlentscheidungen würden aufgrund mangelnder Weitsicht von einzelnen Funktionären gefällt. Was die Partei tatsächlich unter Internationalismus, Freundschaft und Solidarität verstand, schlüsselte sich uns erst nach und nach auf: Parolen, geballte Fäuste und schwingende Hüften waren nicht mehr als Arabesken zu einem Programmpunkt, der nie eingelöst wurde. Denn Solidarität endete dort, wo es ans Eingemachte ging: Ausländer blieben stets draußen vor der Tür jenes deutschen Staates, der sich »sozialistisch« nannte.

Ein einziges Mal, im Jahre 1973 (Honeckers Tochter Sonja hatte sich gerade mit einem Chilenen liiert), nahm die DDR eine größere Anzahl chilenischer Familien auf. Sie wurden mit großer Wärme empfangen, auch von der Bevölkerung. Doch nachdem die Begrüßungswelle abgeebbt war, erlebten die Latinos deutsche Mentalität pur: Die anfängliche Begeisterung wich zunehmender Gleichgültigkeit, die Chilenen lernten Rassismus ebenso kennen wie Heuchelei und Desinteresse gegenüber ihrer Kultur (die meisten von ihnen kehrten bald nach Südamerika zurück oder wechsel-

ten in ein kapitalistisches Land Europas über, die DDR wurde ihnen keine zweite Heimat).

Von diesem einmaligen Akt der Solidarität abgesehen, hielt die SED »ihr« Land von Fremden stets sauber, und je undeutscher die Mentalität, desto dicker wurde der Riegel vor der Eingangspforte. Man überschlug sich stets mit Solidaritätsadressen - doch Schwarze, Gelbe oder Braune im eigenen Land? Nein danke. »Gastarbeiter« und eine begrenzte Anzahl von Studenten - ja. Aber erstens ohne Familie, und zweitens mußten sie nach Beendigung des Studiums oder des Arbeitseinsatzes das Land sofort verlassen. Und nicht nur Vietnamesinnen standen unter Abtreibungszwang, auch moçambiquanische Frauen durften in der »sozialistischen DDR« keine Babys zur Welt bringen - hatten sie »getrickst«, ging es ab ins Heimatland. Bloß keine Farbtupfer in unsere deutsche Volksgemeinschaft!

Das galt auch für Studenten, die aus »linken afrikanischen Bewegungen« zum Studium ins »Bruderland« delegiert waren: Verliebte sich so ein Kerl in eine deutsche Frau, war vielleicht ein Kind unterwegs und sollte geheiratet werden, so stand den beiden ein jahrelanger, nervenaufreibender Kampf um die Genehmigung ihrer Ehe bevor. Die Zermürbungstaktik hatte einen plausiblen Grund: Bei den meisten erledigte sich die Liebe peu á peu, denn unser Student mußte sich ja in der Zwischenzeit in seinem Heimatland aufhalten, die Frau durfte ohne Trauschein nicht dorthin. Überdauerte das Gefühl aber die »Probezeit«, so durfte das Paar heiraten und schließlich auch zusammen leben. Aber nicht in der DDR - wenn schon, dann bitte in Afrika!

Und selbst dabei handelte es sich um eine späte »Errungenschaft«: Rahmans Mutter hatte Mitte der siebziger Jahre noch nicht dieses Glück. Sein Vater, ein junger sudanesischer Zahnarzt (die Eltern hatten sich beim Studium der Zahnmedizin in Prag kennengelernt), durfte auch dann nicht in der DDR leben, als bereits das zweite Kind des deutsch-sudanesischen Paares unterwegs war - Mutter und Kinder wiederum durften das Land nicht verlassen. Die Familie kam nicht zustande - der Vater ging schließlich nach Schweden, Rahman und sein Bruder wuchsen in einer DDR-Kleinstadt auf, in der sie sich permanenten Hänseleien als »Kohle« und »Nigger« ausgesetzt sahen.

Die Solidaritätswalze war einer der zynischsten Ausläufer der SED-Propaganda. Ihr Internationalismus stets nur ein Bündel von Strategien, die der jeweiligen Tages-aktualität angepaßt wurden.

Aus einem solchen Pragmatismus heraus entdeckte schließlich die Partei auch ihr Herz für Juden. Vor 1987 schien es in der DDR überhaupt keine Juden zu geben. Die SED übte sich in offenem Antizionismus, von den wenigen, verschwindend kleinen jüdischen Gemeinden (zu deren Vorstand meist Stasi-Zuträger ernannt wurden, wie sich heute zeigt) hörte man buchstäblich nichts. Und das war wohl auch so geplant. Die verbreiteten antisemitischen Witze bezogen sich folglich auch nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit. Nie habe ich erlebt, daß jemand wegen eines »Vergasungswitzes« staatlicherseits zur Rechenschaft gezogen worden wäre. Man kam in der frühen DDR vielleicht in Haft, wenn man beim Hören westlicher Sender erwischt worden war - später, wenn man fliehen wollte oder die systematische Zerstörung der Umwelt durch die herrschende Partei anprangerte; Antisemitismus war nicht einmal in den Gedankengängen ein Delikt. Im Gegenteil: Die Vorliebe für Judenwitze unter Militär- und

Staatsbehörden wurde lediglich von der für rassistischste Polenwitze übertroffen.

Und selbst als Opfer des Faschismus wurden Juden nur dann gehätschelt, wenn sie die neuen Machthaber bedingungslos bejahten (dabei traten sie nicht mehr als Juden in Erscheinung, sondern als Kommunisten). Die heute 87jährige Johanna K. aus Dresden beispielsweise - die einzige Jüdin, die das KZ Ravensbrück überlebt hat - fiel erneut in Ungnade und saß auch in der DDR in Haft: Sie war jenem SS-Mann wiederbegegnet, der sie in den dreißiger Jahren zunächst vergewaltigt und anschließend ins KZ gebracht hatte. Der Mann war inzwischen Parteisekretär eines Dresdner Großbetriebes. Dies naiverweise bei der Polizei anzeigend, hatte Johanna K. nun die »Partei der Arbeiter-klasse« verleumdet.

Das Jüdische wurde kurz vor dem Zusammenbruch der DDR entdeckt - als Einnahmequelle. Sammelten wir in der Friedensbewegung 1986 noch Unterschriften, um ein Plattwalzen des Jüdischen Friedhofs Berlin-Weißensee zu verhindern (der Friedhof sollte einer neuen Zufahrtsstraße für die Bonzen weichen), so war Monate später von Zerstörung plötzlich keine Rede mehr. Der Friedhof wurde nun herausgeputzt, auch jiddische Lieder erlebten eine Hochkonjunktur - der Führung paßte das Jüdische plötzlich in den Kram. Man hofierte die amerikanischen Juden, Honecker höchstpersönlich heftete dem Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses den »Großen Stern der Völkerfreundschaft« an die Brust. Dabei schielte das Zentralkomitee prestigeheischend nach Washington, es ging um Anerkennung und Wirtschaftsverträge...

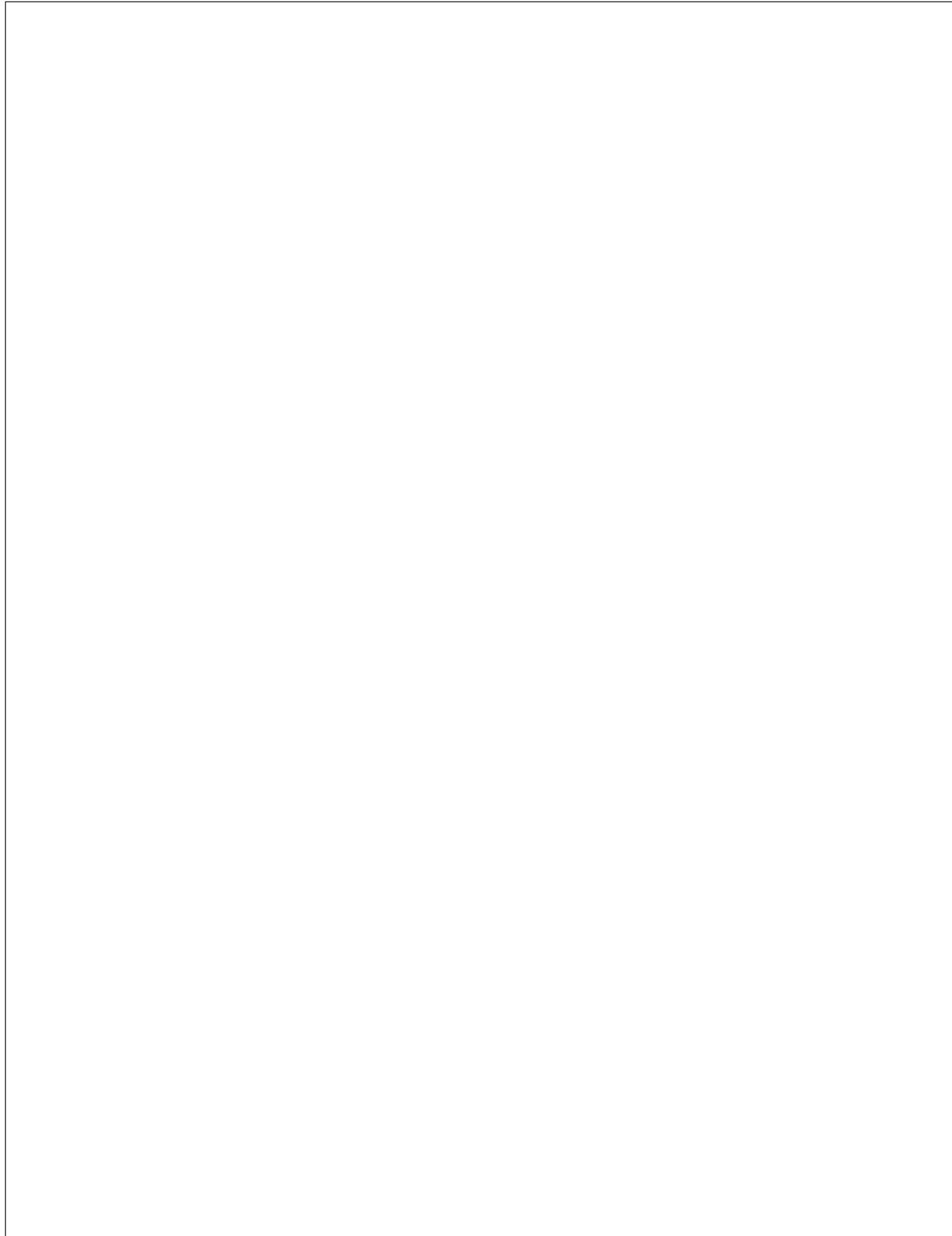
Nach dem Zusammenbruch der DDR herrscht in ihren Städten ein Klima offener Gewalt. Der brave Bürger in seinem Krähwinkel ist plötzlich überfordert, er fürchtet sich vorm Schwarzen Mann. Nie hat er ein Zusammenleben mit anderen Kulturen kennengelernt. Denn mit ihrem verlogenen Antifaschismus schuf sich die SED eine verschlossene Stube - ausgerichtet auf die Ordnung einer deutschen Volksgemeinschaft.

Es wäre billig zu unterschlagen, daß es auch unter DDR-Bedingungen immer Menschen gab, für die Toleranz und Solidarität keine Phrase war. Deutlich entsinne ich mich, wie Mitte der achtziger Jahre die Brigade meiner Mutter im tiefen Winter mit Pullover und Schuhen auf den Dresdner Flugplatz eilte - dort waren die Moçis angekommen, in Sommerkluft und Sandalen, um die Schulden Moçambiques an die DDR abzarbeiten. Es gibt zahlreiche Beispiele von selbstloser Hilfe und Unvoreingenommenheit, nur - typisch waren sie nie. Typischer war, was heute so bedrückend verkündet wird.

Niemand sollte sich wundern, wenn 1994 Bernauer Polizisten vietnamesische Zigarettenhändler foltern, wenn Magdeburger Ordnungshüter die gejagten Ausländer in den Schwitzkasten nehmen, statt der sie jagenden Skinheads. Wenn die Weimarer Polizei jenen gemütlich fahrenden Neonazi-Bus aus den Augen verliert, dessen Insassen grölend aufgebrochen waren, um das KZ Buchenwald zu schänden. Wenn »normale« Jugendliche in Eisenhüttenstadt bei »Schindlers Liste« in Beifall und Gelächter ausbrechen, sobald Juden vergast werden. Ihre Eltern und PDS-Lehrer waschen sich die Hände in Unschuld: Der Westen ist an allem schuld, der Westen: früher war hier alles noch ganz anders, so menschlich und warmherzig!

Freya Klier, geboren 1950, Regisseurin und Autorin, lebt in Berlin.

Der Text erschien in dem Sammelband »Hass & Gewalt - Halt!«, Brovi-Konzepte, Frankfurt am Main 1994, 247 Seiten, ISBN 3-930904-01-2, 22,80DM (Mit Beiträgen u.a. von Hans Eichel, Margarete Mitscherlich-Nielsen, Ignatz Bubis, Rupert von Plottnitz, Daniel Cohn-Bendit, Cora Stephan, Wilhelm von Sternburg, Teresa Orłowski, Erwin Huber).



Übersetzung der Losung: »Lenin ist auch jetzt lebendiger als alle Lebenden«.